

James Preller
BEVOR DU GEHST

James Preller

BEVOR DU GEHST

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
Before you go
bei Feiweil & Friends / Macmillan, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 by James Preller
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © plainpicture/wildcard
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-26833-3

www.heyne-fliegt.de

Für Lisa und Nick

Die Sterne sind nicht mehr erwünscht,
drum löscht sie alle aus.

W.H. Auden

Der Unfall

Dies ist der Moment zwischen vorher und nachher, der Punkt, um den sich die Geschichte dreht wie ein Kreisel.

Also:

Ein Auto fährt auf einer diesigen Straße nach Westen. Musik dringt heraus, vermischt mit lachenden Stimmen von Teenagern. Aus dem Schatten löst sich ein kleines Tier und wetzt die Pfoten am Asphalt. Nicht dreißig Sekunden früher oder einen Moment später, sondern genau jetzt.

Der Fahrerin erscheint das Tier nur als traumhafte Gestalt mit zwei roten Augen, die im nebligen Strahl der Scheinwerfer schweben. Sie reißt das Steuer herum, und der Wagen schlittert gegen den Uhrzeigersinn über die linke Spur. Ein Fuß steigt aufs Bremspedal, die Hinterräder blockieren und rutschen, von den Reifen spritzt der Rollsplitt. Dann kracht der Wagen seitlich gegen eine mächtige Eiche, die seit über hundert Jahren ungestört an dieser Stelle steht. Die Beifahrertür beult sich nach innen, und die Metallverkleidung wird zerdrückt wie ein Pappbecher.

Alles geht ganz schnell. Ein Herzschlag. Die Zeit, die man braucht, um eine Hand zu schütteln, um die Lider zuzupressen und dann... nichts. Blut fließt, Knochen split-

tern. Der Schnitt einer Rasierklinge: Das Vorher wird zum Nachher, und alles ändert sich.

Nichts mehr zu machen, aus und vorbei.

Einen Moment herrscht ungläubige Benommenheit, absoluter Stillstand, eine Leere, die die Wirklichkeit verschlingt. Noch immer läuft die Musik wie der Soundtrack zu einem erstarrten Bild. Ein Auto am Straßenrand, an einen Baum gequetscht, zerbrochene Fenster, zerkratschtes Metall, darüber mit kaltem Blick der gleichgültige Mond. Ein Satellit strahlt eine Stimme ab, die von einer Stadt ohne Hoffnung singt.

Nach einer Pause setzt wieder das sommerliche Zirpen der Zikaden und Grillen ein, unterbrochen vom Krächzen eines Ochsenfroschs an einem schlammigen Teich. Und dann fängt im Auto das Schreien an, das alle anderen nächtlichen Geräusche übertönt. Hysterisch, schrill, durchdringend. Auf der Fahrerseite fliegt die hintere Tür auf, und eine Gestalt rutscht vom Rücksitz nach draußen. Mit zuckenden Augen, die nichts sehen, dreht sich die Gestalt und sinkt in der warmen, feuchten, trüben Sommernacht mitten auf der leeren Straße in die Knie, um den böse zerschrammten Kopf in die blutverschmierten Hände zu stützen.

In ein paar nahe gelegenen Häusern entsteht Bewegung. Über die Scheiben wischen Schatten, Vorhänge zittern. Eine Tür öffnet sich, und torkelnd wie ein Betrunkener ergießt sich ein Lichtkegel auf den Gehsteig. Telefone werden gefunden, Nummern gedrückt. 9-1-1.

Schnell. Ein Notfall. An einen Baum gefahren. Man sieht

kaum was, es klang aber schlimm. Morgan Road, bitte beeilen Sie sich. Bin aufgewacht von einem Krach und von Schreien. Furchtbare Schreie.

Kommen Sie, damit endlich das Schreien aufhört.

Zwei von den Insassen sind mit leichten Verletzungen davongekommen. *Ein Wunder*, werden manche sagen. *Gott sei Dank, dem Allmächtigen sei Dank*. Der dritte hat sich eine Gehirnerschütterung, Schnittwunden und Prellungen an den Rippen zugezogen.

Der letzte Insasse, der vorn neben dem Fahrer saß, hatte nicht den Hauch einer Chance. Der Tod war sofort da wie das Fallen eines Vorhangs oder ein Kino, in dem es dunkel wird.

Das Nachttier huscht zurück ins Gestrüpp, nachdem es seine Rolle in der Tragödie gespielt hat. Aus dem Unfallwagen kommt ein Song.

This town, it seems so hopeless, so hopeless.

So ist es, wenn keine Wunder mehr helfen. Das Licht, das Licht verschwindet einfach.

Vorher

1

Jude kniff die Augen zusammen, um die grelle Sonne wegzublinzeln. Er wartete auf den Bus: *auf den Bus um Viertel nach acht am Morgen!* Noch dazu am Samstag. Die Haltestelle lag unter der erhobenen Trasse der Long-Island-Bahn, deren summende Gleise sich über die gesamte Länge der Insel erstreckten und die entferntesten Punkte im Osten mit der Pennsylvania Station in Manhattan verbanden. Seit Jude denken konnte, hatte ihn New York City mit seinem exotischen Versprechen von Freiheit und Möglichkeiten gelockt. Die Stadt mit ihren Wolkenkratzern war der leuchtende Gegenpol zu seinem Vorortleben, und um von dort zu flüchten, reichten ein Ticket und fünfundvierzig Minuten Zugfahrt.

Er hockte sich im Schneidersitz auf den Bordstein, stützte sich auf die Hände und hielt Ausschau nach heranrollendem Verkehr. Die meisten Leute in der Gegend fuhren wie Psychopathen, und Jude war nicht scharf darauf, sich die Beine abreißen zu lassen. Die blutigen Stümpfe und das ganze Rumgeschleife würden ihm sonst glatt das ganze Wochenende versauen. Lieber nicht überfahren werden, überlegte er und spähte wachsam in beide Richtungen. Heute war der erste Tag vom Rest seines Lebens,

und Jude hatte vor, ihn im Jones Beach Park zu verbringen – als Anfänger in einem Ferienjob in der Gastronomie. Noch lagen zwei Wochen Schule und die Plackerei der Abschlussprüfungen vor ihm, doch am Wochenende wurden Mitarbeiter gebraucht, und Jude konnte nicht wählerisch sein. Jobs waren nicht leicht zu finden, außerdem hatte er festgestellt, dass seine – nicht vorhandenen – fachlichen Fähigkeiten nicht besonders gefragt waren.

Noch halb im Schlaf hatte er sich in die vorschriftsmäßige Uniform aus schwarzer Jeans und orangefarbenem T-Shirt geschmissen. Weil man natürlich am glühend heißen Strand schwarze Jeans trägt. Jude Fox war unterwegs, um sich als Mindestlohnklave zu verkaufen, als Hamburger grillender und Limo ausschenkender Imbissstandarbeiter.

Nicht weit über dem Horizont schien knallig und grell die Sonne, und Jude zog sich in den kühlen Zementschatten des Bahnhofs zurück. Ein heißer Tag stand ihm bevor, die erste Bullenhitze des Sommers – keine Wolke in Sicht, nur blauer Junihimmel. Eigentlich hatte Jude nichts gegen die Vorstellung zu arbeiten. Er hatte gehört, dass Strandjobs ganz okay sein und sogar Spaß machen konnten. Aber Jude war Realist; er wusste, was ihn da erwartete, war im Grunde scheiße. Oder zum Kotzen. Komisch, dass diese beiden Ausdrücke *Scheiße* und *zum Kotzen* das Gleiche und zugleich etwas ganz Verschiedenes bedeuteten. Es war scheiße, es war zum Kotzen: das Gleiche. Schräg. Sein ganzes Leben hatte er gehört, wie sich die Leute über ihren Job beschwerten. Wieso sollte es ausgerechnet bei ihm

anders sein? Deswegen spukte ihm auch ständig die Frage durch den Kopf, ob es nicht vielleicht ein Riesenfehler gewesen war, sich einen Job zu suchen. Manchmal kam es Jude vor, als wäre der Verlauf seines Lebens schon vor langer Zeit festgelegt worden wie bei den Zügen da oben auf ihren festen Stahlgleisen. Kein Steuer, keine Bremse. Jude folgte nur einem vorgegebenen Weg, genau wie alle anderen.

Das sind die typischen Gedanken, die man hat, wenn man am Samstagmorgen zu früh aufsteht.

Diesen Bus hatte Jude schon oft genommen, normalerweise mit einer Horde Jungs in Shorts oder ausgeleierten Badehosen, die röhrenförmig zusammengerollte Strandhandtücher unter dem Arm oder Rucksäcke über der Schulter trugen. Sie fuhren hin, um am Strand abzuhängen, die Mädels zu bewundern, zu schwimmen, wenn die Quallen nicht zu schlimm waren, auf dem Bohlenweg herumzulatschen und später sonnenverbrannt und glücklich mit dem Bus heimzukehren.

Allmählich versammelten sich an der Haltestelle noch ein paar Nachzügler mit glasigen Augen, in erster Linie junge Imbissstandarbeiter in ihrer Halloweenkluft aus Orange und Schwarz. Für die lederhäutige Strandmeute war es noch zu früh. Jude kannte zwar ein paar von den Wartenden, hatte aber keine Lust auf Reden, also machte er einen auf hohes Kinn. Sie saßen alle im selben Boot wie Jude – oder zumindest gleich im selben Bus: die Typen mit Lernführerschein, die alt genug waren, um einen Job anzufangen, aber nicht alt genug, um selber hinzufahren.

Jude hatte sich überlegt, ob er zum Strand laufen sollte, von Tür zu Tür ungefähr elf Kilometer, aber dann hätte er den Wecker noch früher stellen müssen, außerdem hätte er nach dem Eintreffen eine Dusche gebraucht. Mit so einer Strecke kam sein Körper locker klar, doch es konnte ein langer Tag werden, wenn der Job anstrengend war. Vielleicht beim nächsten Mal, sobald er wusste, wie es in der Arbeit lief. Sein Dad war schon auf und für den ganzen Tag verschwunden. Jude hatte halb gehofft, dass seine Mutter sich vielleicht ausnahmsweise einen Ruck geben und ihn hinbringen könnte, aber es war wohl besser, nicht mit Wundern zu rechnen. Jude hatte es sich zum Grundsatz gemacht, seine Erwartungen niedrig zu halten, um Enttäuschungen zu vermeiden. Zumindest war das seine Strategie.

Ein gut aussehendes Mädchen, das Jude flüchtig kannte, tauchte auf: die wunderschöne Dani Remson, mit Beinen hoch bis zum Hals. Vor ungefähr einem halben Jahr hatte sie kurz was mit seinem Freund Corey gehabt. Irgendwas an Dani machte Jude immer unsicher, vielleicht weil sie eine räuberische Göttin mit braunen Augen war, die sich wie ein Laser in ihn reinbohrten. Also zog Jude den Kopf ein und beschäftigte sich mit den Apps auf seinem Handy. Das hatte die gewünschte Wirkung. Nach einem frotzelnd geleierten »Mooorgen, Jude« streifte Dani an ihm vorbei, um sich zu einem anderen Mädchen zu stellen, das ein Pepsi Light in der Hand hatte.

Dann kam der Bus, und alle schoben sich schlurfend hinein. Jude sicherte sich einen Platz weiter hinten, steckte

sich die Ohrstöpsel rein, suchte Cure auf seinem iPod und starrte auf der Fahrt Richtung Süden auf dem Wantagh Parkway zum Fenster hinaus. In letzter Zeit war Jude ganz besessen von Cure, vor allem von den besten Stücken auf *Disintegration*. Die Band hatte ihren Höhepunkt schon Anfang der Neunziger gehabt, doch Jude mochte sie trotzdem. Musik war Musik; es spielte keine Rolle, ob ein Song vor fünfzig Jahren in Liverpool oder vor fünf Minuten hinter irgendeinem Holzschuppen entstanden war. Die guten Songs *blieben*, und der Rest wurde vergessen. An manchen Tagen hörte sich Jude »Pictures of You« in einer Endlosschleife an, um sich in dem Wechselspiel von Gitarre, Synthesizer und Bass zu verlieren. Dass die Stücke von Cure oft düster und melancholisch waren, machte die Sache nur besser. Auf ihre poppigere, radiotauglichen Nummern stand Jude nicht so. Er selbst spielte seit acht Jahren Gitarre und übte vier-, fünfmal die Woche. Die Gitarre war seine Zuflucht. Eine Tür, die die Welt ausschloss, und ein Fenster, das ihn mit etwas *anderem* verband, ein Riss in der Raumzeit, durch den er stundenlang dem Alltag entrinnen konnte. Nicht ohne Grund hatte Jude das Gefühl, dass ihm die Musik das Leben gerettet hatte. Außerdem machte die Musik sowieso *alles* besser – sogar eine Busfahrt zu einer ganz besonderen Scheiße mit dem Titel »Mein erster Arbeitstag«.

Beim großen Kreisverkehr an der Hauptpromenade, der Central Mall, drängten die Leute aus dem Bus. Das war das belebteste Gewerbegebiet von Jones Beach, der groß in bestimmte Zonen unterteilt war. Der berühmte Wasser-

turm kündigte einen Strandeingang für Besucher an. Wie eine Ikone ragte er fünfundsiebzig Meter hoch in den Himmel und beherrschte den flachen Horizont wie ein gereckter Mittelfinger. Kleine Kinder nannten ihn den Bleistift, meistens mit einem fröhlichen Quieken, weil er ihnen zeigte, dass sie endlich da waren. *Da sind wir schon, ihr glücklichen Strandgänger, jetzt zahlt eure Parkgebühr und schnappt euch ein Stück Sand.*

Jude kehrte dem Turm den Rücken und steuerte wie alle anderen auf den Bohlenweg zu – wenn er nicht zwischen die vorbeifahrenden Autos laufen wollte, blieb ihm gar nichts anderes übrig. Dann wandte er sich nach rechts zur Verwaltung, wo er sich melden sollte. Das Ding war nicht viel mehr als ein aufgemotzter Wohnwagen, der verdeckt von zotteligen Büschen hinter der Männertoilette stand. Jude bemerkte die Duschen und Spinde, die sicher nützlich waren, falls er am Morgen zur Arbeit laufen wollte.

In der offenen Tür zögerte er beim Anblick eines kleinen, dünnen Manns in mittleren Jahren, der mit weißem Kurzarmhemd und schwarzer Krawatte hinter einem grauen Metallschreibtisch saß. Der Typ, offenbar von der Chefsorte, hatte sehnlige, mit dichtem Ringelhaar bedeckte Arme wie irgendeine Waldkreatur, die auf Bäumen herumklettert. Seine Kiefermuskeln bearbeiteten einen Kaugummi. Auf dem Namensschild vorn am Schreibtisch stand KEATING. Der Typ hing am Telefon und lauschte ungeduldig, ehe er Anweisungen bellte wie zum Beispiel: »Wir müssen diese Gefrierschränke reparieren, verdammt, sonst haben wir fünfzehnhundert Pfund aufgetautes Rinderhack

am Hals!« Falls er Jude bemerkt hatte, dann machte sich Keating nicht die Mühe aufzublicken. Selbst nachdem er sein Telefon zugeklappt hatte, ignorierte er Jude weiterhin und mahlte stattdessen konzentriert auf seinem Kaugummi herum, während er sich gleichzeitig mit einem Bleistift an die Schläfe tippte.

Klopf, klopf, klopf. Jemand zu Hause?

Jude durchschaute Keatings Aufführung: eine willkürliche, überflüssige und nicht besonders beeindruckende Machtdemonstration. Also sagte Jude: »Ähm, hi, entschuldigen Sie, ich ...«

Keating hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Hock dich auf eine Bank, Junge. Der Wagen kommt in ein paar Minuten zurück. Wohin fährst du?«

»Wohin ich fahre?« Jude wunderte sich. »Bin gerade erst gekommen.«

Keating hob das Kinn, um Jude zu mustern. Der Gastronom hatte eine schlanke Figur und ein kantiges Kinn. Er war drahtig, sicher ein Läufer, und kämpfte mit dem Kaugummi, als hätte ihn der beleidigt. Einer von diesen Marathontypen, die überall in Judes Gegend die Straßen unsicher machten und dahingaloppierten, als wären sie der Unsterblichkeit auf den Fersen. Judes Vater war auch so einer.

»Dein erster Tag heute?«, fragte Keating.

»M-hm, ja.« Jude zog zerknüllte Blätter aus der Hinter tasche. »Es hat geheißen ...«

»Und du bist ...?«

Das brachte Jude ins Schleudern. Er brauchte einen

Moment, um sich zu sortieren, weil er nicht gleich gemerkt hatte, dass es eine Frage war. So stand er erst mal auf der Leitung wie ein Buschgorilla und wartete darauf, dass Keating den Satz beendete und ihm vielleicht etwas darüber erzählte, wer er, Jude, genau war. Erst dann antwortete er: »Fox, Jude Fox.«

»Bist du dir da sicher, Junge? Oder möchtest du noch ein bisschen drüber nachdenken?«, stichelte Keating. Er griff nach Judes Papieren, als wären sie in Gift getränkt worden. Mit bierernster Miene schlürfte er seinen Kaffee.

Einfach super, wie das Gespräch lief.

Jude verlagerte das Gewicht und schielte kurz durch das trostlose, unaufgeräumte Büro. Es war wirklich bloß ein umgebauter Wohnwagen. Jude hasste die ganze Szenerie bereits mit einer Leidenschaft, die sonst nur Chemielehrern, Partyclowns und Grammyverleihungen vorbehalten war. Und das Schlimmste war, dass Jude noch nicht bezahlt wurde, da war er sich ziemlich sicher. Er musste dieses blöde Gelaber über sich ergehen lassen, ohne einen Penny dafür zu kriegen.

Keatings Handy läutete das Anfangsgriff von einem Billy-Joel-Song – »We Didn't Start the Fire« –, doch er meldete sich nicht sofort. Mit ausgefahrenem Daumen deutete er nach draußen. »Wie gesagt, such dir eine Planke zum Hinsetzen, du kommst schon dran.« Dass er Jude für eine Dumpfbacke hielt, musste Keating nicht extra aussprechen.

Jude machte ein paar Schritte nach hinten, froh darüber, den Marathonknirps und seinen Napoleonkomplex hin-

ter sich zu haben. Doch draußen war kein Stuhl zu sehen. Verwirrt schaute er zu Keating hinein.

»Um die Ecke«, knurrte Keating. Dann maulte er in sein Telefon: »Ja, ja, die reinste Parade von verirrtten Schafen hier.« Wie eine zähnebleckende Hyäne lachte er über seinen Witz. »Alle sind auf der Suche nach Nachwuchskräften. Im Moment hab ich nur zwei Jungs mit diesem Kaninchen-vor-der-Schlange-Blick. Ich schick sie euch.«



James Preller

Bevor du gehst

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 224 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-26833-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2013

Wenn ein Augenblick alles verändert ...

Es ist Judes letzter Sommer auf der Highschool. Der Sommer, in dem sein Leben richtig anfangen soll. Und das tut es auch: Er trifft sich mit seinen Freunden, hat seinen ersten Ferienjob und dort lernt er Becka kennen, das schönste Mädchen, das er jemals gesehen hat. Als das Unglaubliche passiert und Becka sich in Jude verliebt, könnte er nicht glücklicher sein. Doch dann kommt der Abend, an dem alles anders wird: Ein schrecklicher Autounfall reißt einen geliebten Menschen aus Judes Leben und alles, was ihm wichtig war, verliert mit einem Mal an Bedeutung ...